

„Auf der Straße ins Jenseits“. Eine Heidelberger Ausstellung als Beitrag zum Römerjahr

Begeistert wurde die Idee eines ‚Annus Romanorum‘ auch in Heidelberg aufgegriffen. Museum und Stadtverwaltung, das Archäologische Institut der Universität sowie Vereine, Firmen und Privatpersonen wirkten an einem vielseitigen Programm mit. Ausstellungen, Führungen, Vorträge und Wanderungen waren der römischen Epoche gewidmet und befassten sich nicht zuletzt mit deren Spuren ‚vor der Haustüre‘.

Der wichtigste Beitrag zum Heidelberger Römerjahr war eine Sonderausstellung des Kurpfälzischen Museums unter dem Titel ‚Straße ins Jenseits‘. Die Schau präsentierte während der Sommermonate eine gezielte Auswahl von Funden aus den kaiserzeitlichen Bestattungsplätzen des Stadtgebietes. Der Schwerpunkt lag dabei auf den Grabbeigaben der großen Nekropole von Neuenheim, welche derzeit im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes wissenschaftlich bearbeitet wird (s. Arch. Nachr. 66, 2002, 3-13). So wurde die Initiative des Landes zum Anlass genommen, in einer Ausstellung einen Zwischenstand der Forschungen zu präsentieren und eine Auswahl besonderer Stücke zu zeigen, die z.T. erst kurz zuvor die Restauratorenwerkstatt verlassen hatten.

Erster Raum

Die Sonderausstellung erstreckte sich auf zwei unterschiedlich gestaltete Säle: In einem ersten, hell illuminierten Bereich führten farbig illustrierte Informationstafeln den Besucher an das Ausstellungsthema heran. Die Entwicklung des Kastellortes Heidelberg-Neuenheim wurde dabei ebenso dargestellt wie die Geschichte der Ausgrabungen im ‚Neuenheimer Feld‘ sowie erste Ergebnisse der Fundauswertung.

Da die interdisziplinäre Forschung ein besonderes Merkmal dieses Projektes ist, kamen auch Ergebnisse der anthropologischen und der zoologischen Auswertung durch Naturwissenschaftler des Landesamtes für Denkmalpflege zur Sprache. Sie zeigen die Möglichkeiten auf, Aussagen über Alter, Geschlecht und Krankheiten der Bestatteten zu gewinnen. Die Knochenreste der Fleischbeigaben geben Auskunft über die beim Totenmahl bevorzugten Speisen.

Gefäße und Lampen aus Keramik sind Gegenstand von Tonanalysen, die von der Arbeitsgruppe Archäometrie an der Freien Universität Berlin durchgeführt werden. Die Resultate geben Auskunft über die Herkunft dieser Töpferwaren.

Zweiter Raum

Auf diese Weise vorbereitet gelangte der Besucher in den zweiten, in ein abendliches Licht getauchten Raum und betrat ein simuliertes Steinpflaster. Am Ende des Raumes fand die Straße ihre virtuelle Fortsetzung in einem Computerbild, das von einem Beamer auf eine 20 qm große Wandfläche projiziert wurde (Abb. 1). Beide Elemente der Visualisierung – Straßenpflaster und Wandbild sowie auch die großformatigen Erläuterungstafeln – waren von dem Freiburger Archäologen Dietrich Rothacher und seinen Mitarbeitern (Digitale Archäologie) ausgeführt worden.

Als Grundlage der Darstellung diente der Plan des Gräberfeldes, der alle ergrabenen Strukturen präzise dokumentiert. Sämtliche auf dem ‚Lebensbild‘ sichtbaren oberirdischen Grabmarkierungen, d. h. all das, was der Ausstellungsbesucher in der Rolle des zeitgenössischen Friedhofsbesuchers sieht, ist mehr oder minder frei rekonstruiert. Beim Erstellen des Entwurfes waren wir mit der Frage konfrontiert, wie viele der etwa 1400 Bestattungen aus dem gesamten Belegungszeitraum damals überhaupt noch sichtbar waren. Nun galten zwar die Gräber nach römischem Recht als die für alle Zeiten unantastbare Wohnung der Totengeister. Der archäologische Befund zeigt jedoch, dass manche Bestattung der Vergessenheit anheim fiel und durch die Anlage späterer Gräber gestört wurde. Außerdem konnten in den Fundamenten verschiedener Grabbauten sogen. Spolien nachgewiesen werden: Es handelt sich dabei um Grabsteine, die noch während der Belegungszeit des Friedhofes entfernt und für Baumaßnahmen wiederverwendet wurden. Diese verschiedenen Indizien führen zu der Vermutung, dass zu dem Zeitpunkt, der durch das Bild festgehalten werden soll, höchstens 70% der Gräber in ihrer Lage noch bekannt und sichtbar gekennzeichnet waren.

Anhaltspunkte für die Rekonstruktion bieten neben den Resten zertrümmerter Grabsteine die Vergleichsbeispiele gut erhaltener Grabmonumente aus anderen Nekropolen. So entstand eine hypothetische Ansicht des Gräberfeldes aus der Perspektive eines Reisenden, der aus der Richtung des Civitas-Hauptortes Lopodunum (Ladenburg) kam. Der Betrachter befindet sich in der Mitte des Gräberfeldes. Sein Blick folgt der Strasse nach Südosten und erfasst den Rand des Heidelberger Nordvicus. Der aus Töpferöfen aufsteigende Rauch markiert den Standort des Handwerkerquartiers, der heute vom Hauptsitz der Firma Heidelberger Cement eingenommen wird. Im Hintergrund sind auf der gegenüberliegenden Neckarseite die Ausläufer des Kleinen Odenwaldes zu sehen.

Beiderseits der Straße liegen unterschiedlich gestaltete Gräber. Links erkennt man eine Mauer, die den Bestattungsplatz einer Familie oder eines Vereins, wie etwa einer Berufsgenossenschaft oder einer Kultgemeinschaft einfriedet. Ein Areal auf der gegenüberliegenden Straßenseite wird durch eine Hecke abgegrenzt. Nicht alle, jedoch die meisten Gräber sind oberflächlich markiert. Die Kennzeichnung dürfte oft lediglich aus einem Holzstock oder Brett bestanden haben. Wohlhabendere

Familien leisteten sich steinerne Stelen mit Inschrift und Bildnis oder gar monumentale Bauten. Das größte Beispiel eines architektonisch gestalteten Grabes ist rechts im Hintergrund auszumachen. An dieser Stelle wurde nahe dem Siedlungsrand ein etwa quadratischer Fundamentgrundriss mit Seitenlängen zwischen 5,5 und 6 m freigelegt; in der Umgebung entdeckte man Trümmer von Architekturteilen. Die Rekonstruktion eines turmartigen Bauwerks mit farbiger Bemalung erfolgte in Anlehnung an gut erhaltene Beispiele, wie sie vor allem aus dem Rheinland, dem Moselgebiet und aus Oberitalien bekannt sind.

Nach Betrachten des Bildes wandte sich der Ausstellungsbesucher meist den Exponaten zu, die entlang der rechten Seite der ‚Straße‘ aufgestellt waren. Hier wurde eine Auswahl ganz unterschiedlich ausgestatteter Brandgräber präsentiert. Die Restauratoren hatten hölzerne, mit Glasplatten abgedeckte Kästen geschaffen, in denen kunstvoll gestaltete Grabgruben zu erkennen waren. Sie enthielten die Bei-

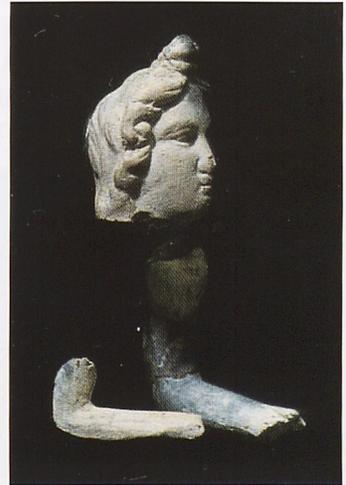
Abb. 1 Das Neuenheimer Gräberfeld gegen Ende der Belegungszeit (um 190 n. Chr.). Illusion aus der Perspektive eines von Ladenburg nach Heidelberg Reisenden.



gaben in originaler Fundlage. Ein aus frisch geschlagenem Buchenholz aufgeschichteter Scheiterhaufen, auf dem ein hölzernes Totenbett sowie Repliken tönerner und gläserner Gefäße als Beigaben platziert worden waren, gab einen Eindruck vom materiellen Aufwand, der mit der Durchführung einer Einäscherung verbunden war.

Entlang der linken Seite der ‚Straße‘ passierte der Ausstellungsbesucher Vitrinen, die eine Auswahl aussagefähiger Beigabenensembles vorstellten. Diese gaben, unterstützt durch Informationstafeln, jeweils Auskunft zu bestimmten Themen der Gräberfeldforschung. Dabei ging es etwa um die Frage, welche Merkmale der Grabausstattung auf eine fortgeschrittene Romanisierung schließen lassen und welche Elemente im Gegenzug auf einheimische Traditionen verweisen. Welche Beigaben sind für Frauen, Männer und Kinder typisch? Weshalb kommen in manchen Gräbern Münzen vor? Auch die Grabinventare einer jungen Ärztin sowie einer wohlhabenden Dame wurden erstmals vollständig präsentiert.

Abb. 2 Das Köpfchen der verbrannten Tonpuppe aus einem Kindergrab zeigt die typischen Merkmale des Liebesgottes Amor.



Das Spielzeug eines Kindes

Aus der Vielzahl der Exponate soll nur ein Fundstück herausgegriffen und näher betrachtet werden. Bei der Untersuchung eines Brandgrabes im Neuenheimer Gräberfeld war der Archäologe Berndmark Heukemes im Jahre 1965 auf ein Konglomerat von Erde und dünnen Blechfragmenten gestoßen, aus dem ein tönernes Objekt hervorragte.

Knapp vierzig Jahre später lösten die Restauratoren des Museums aus dem faustgroßen Erdklumpen Fragmente einer vollplastischen Figur heraus. Es handelt sich dabei um ein vollständig erhaltenes Köpfchen und mehrere anpassende Fragmente der beiden Arme aus feinem, weißem Ton mit grauen Brandflecken. Alle Details sind sorgfältig herausgearbeitet, die geglätteten Oberflächen erinnern an Elfen-

bein. Das 4,2 cm hohe Köpfchen ist am Halsansatz abgebrochen. Es ist innen hohl und aus einer zweiteiligen Form erstellt, deren Nahtstelle deutlich sichtbar ist. Die Pausbacken und das volle Kinn verleihen dem Gesicht kindliche Züge. Auf der Stirn ist das Haar gescheitelt, und darüber sitzt ein Schopf, um den ein Band oder ein Zopf geschlungen ist. Seitlich rahmen dicke Locken das Antlitz; auf dem Hinterkopf fällt das Haar in ungeordneten Strähnen herab. Beide Arme sind angewinkelt und weisen nach vorne, die Hände fehlen. Die Gestaltung legt nahe, dass es sich um Teile einer Puppe handelt, deren ursprüngliche Höhe etwa 18 cm betrug. Die Art, in der die Gliedmaßen am Rumpf befestigt waren, ist aufgrund des Fehlens der Schulterpartien nicht sicher zu bestimmen. Oft waren die Oberarme durchlocht und mit Fäden oder Metallstiften beweglich an den Schulteransätzen des Rumpfes befestigt.

Physiognomie und Haartracht des Köpfchens zeigen die Merkmale des knabenhaften Liebesgottes Amor, der oft als Begleiter seiner Mutter Venus gezeigt wird. Die anthropologische Analyse der Knochenreste aus dem Heidelberger Grab kam zu dem Ergebnis, dass es sich bei der bestatteten Person um ein vier- bis sechsjähriges Kind handelt. Die Eltern hatten auf dem Scheiterhaufen nicht nur das Lieblingsspielzeug platziert, sondern auch eine große Anzahl üblicher Beigaben, darunter Öllampen, Weihrauchkelche, Glasfläschchen, ein beinernes Döschen, ein Bronzegefäß sowie eine Holzschatulle mit Bronzebeschlägen und einem Griff in Vogelgestalt. Die Beigaben datieren in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts und geben somit einen Anhaltspunkt für den Zeitpunkt der Bestattung.

Es ist ein Glücksfall, dass das Feuer die Figur nicht völlig zerstörte, denn von römischen Gliederpuppen sind nur wenige Exemplare erhalten. Schon im 6. Jh. v. Chr. spielten im Mittelmeerraum Kinder mit Gliederpuppen. Diese wurden vom Puppenbildner 'koroplastes' (griech. kore: Mädchen oder Puppe; plasso: ich forme) anfangs aus Ton geformt, bald schnitzte man sie auch aus Holz, Knochen und Elfenbein oder fertigte sie aus Wachs und Edelmetall. Die Römer nannten die Puppenmacher 'figuli'. Diese machten ihr größtes Geschäft beim Fest der 'Sigillaria' am 20. und 21. Dezember, das sich an die 'Saturnalia', den römischen Karneval, anschloss (Macrobius: Saturnalia I, 11,1). In dieser Zeit war es Brauch, dass Eltern den Kindern, aber auch Erwachsene untereinander tönernen Puppen (sigilla) zum Geschenk machten. Puppen in Göttergestalt erfüllten nebenbei einen erzieherischen Zweck, indem sie das Kind spielerisch mit religiösen Themen vertraut machten. Gleichzeitig hatte die Götterfigur die Wirkung eines schützenden Amuletts. Die römischen Bestattungsriten waren mit der Beigabe persönlicher Gegenstände äußerst zurückhaltend. Aus dem Gebiet des Imperium Romanum war der Brauch der Puppenbeigabe bislang nur durch sieben Beispiele belegt: Sie stammen aus Italien sowie den gallischen und spanischen Provinzen und datieren in einen Zeitraum von Mitte des 2. bis Anfang des 5. Jahrhunderts. Diese Puppen sind aus

Elfenbein gefertigt und bilden erwachsene Frauen ab. Ausstattung und Lage dieser Gräber lassen jeweils auf einen gehobenen sozialen Status der Familien schließen. Welche Bedeutung hat das Vorkommen einer Puppe im Grab eines Kindes? Wie so viele Dinge hatten die Römer auch diesen Brauch von den Griechen übernommen. In griechischen Kindergräbern und Tempeln sind Puppen häufiger vertreten, und Grabreliefs bilden gelegentlich Mädchen mit ihrer Puppe ab. In beiden Kulturen opferte eine Braut ihr Lieblingsspielzeug als Symbol der Kindheit im Tempel der Venus/ Aphrodite oder Diana/Artemis. Da römische Mädchen bereits im Alter von zwölf Jahren als heiratsfähig galten, konnte es vorkommen, dass die Braut noch kurz vor der Hochzeit mit ihrer Puppe spielte. Als Grabbeigabe ist die Puppe demnach Symbol der Kindlichkeit, Keuschheit und Ehelosigkeit eines Menschen, der zu früh („ante suum diem“) aus dem Leben scheiden musste. Der römische Amor aus dem Heidelberger Kindergrab spiegelt demnach die Übernahme römisch-italischer Jenseitsvorstellungen durch die Provinzbevölkerung wider. Allen, die keine Gelegenheit hatten, die Heidelberger Schau zu besuchen, ist der reich illustrierte Begleitband zu empfehlen. Im übrigen wurde eine stattliche Anzahl von Heidelberger Funden in der Landesausstellung ‚Imperium Romanum‘ in Stuttgart gezeigt, nicht wenige davon aus der Nekropole von Neuenheim.

Literatur

M. Andres, Die Antikensammlung. Griechische, Römische, Altorientalische Puppen und Verwandtes. Katalog des Hessischen Puppenmuseums Hanau-Wilhelmsbad (Hanau 2000). – M. Fittà, Spiele und Spielzeug in der Antike (Stuttgart 1998). – A. Hensen/R. Ludwig, Straße ins Jenseits. Die römischen Gräberfelder von Heidelberg. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Kurpfälzischen Museum Heidelberg (Remshalden 2005). – A. Hensen/J. Wahl/E. Stephan/C. Berszin, Eine römische Ärztin aus Heidelberg. In memoriam Jochen G. Garbsch. Archäologisches Korrespondenzblatt 1/2004, 81-100 – A. Hensen, Die Medica von Heidelberg. Abenteuer Archäologie 4/2004, 76-79. – B. Heukemes, Heidelberg. In: Ph. Filtzinger, D. Planck, B. Cämmerer (Hrsg.), Die Römer in Baden-Württemberg (Stuttgart 3. Aufl. 1986) S. 310-319

Hinweis der Redaktion

Ein gutes Vergleichsstück zum Neuenheimer Amor (wenn auch viel kleiner und aus Bronze gegossen) wurde 1996 in Heitersheim südlich von Freiburg gefunden und von H. Hiller in den Archäologischen Nachrichten aus Baden 57, 1997, 17–20 veröffentlicht.

Bildnachweis

1 Kurpfälzisches Museum Heidelberg, D. Rothacher (Digitale Archäologie Freiburg) / 2 Kurpfälzisches Museum Heidelberg (E. Kemmet).